

weit weniger von der empirischen Psychologie unterscheidet, als der Verfasser selbst es meint. Eine große Reihe seiner Ausführungen könnte, ohne aufzufallen und ohne ein Novum zu geben, einem experimentell psychologischen Werke eingereiht werden, wie denn auch Schmied-Kowarzik ganze Gedankengänge der üblichen Psychologie unbefangen benutzt. Er bleibt durchaus nicht in der Analyse des Phänomens selbst, sondern er zieht sowohl experimentelle als auch anderweitig gewonnene Ergebnisse mit heran, wo er pure apodiktische Analyse zu geben glaubt. So wenn er den Schnitt (als Empfindungsqualität) einen linear ausgedehnten Stich sein läßt (nach Ebbinghaus), so wenn er sagt, daß sich die Spannungsempfindungen der Haut, der Muskeln, Sehnen usw. vielleicht als ein und dieselbe Empfindungsart erweisen können. Was soll dieses Vielleicht bei einer »apodiktischen« Analyse der Empfindung? Ein Vielleicht gibt es für die erklärende Psychologie, die noch empirischer Bestätigung ihrer Theorie oder physikalischer Theorien bedarf, nicht für die apodiktische Analyse der Empfindung selbst; diese kann nicht »vielleicht« anders sein, sondern kann sich nur vielleicht anders deuten und einreihen lassen. Wo Schmied-Kowarzik sein analytisches Ergebnis dem empirischen gegenüber kontrastiert, läuft es auf (für die Psychologie) ganz leere Sätze hinaus, so wenn er dem empirischen Urteil: die Blätter dieses Baumes sind grün, die Früchte goldgelb, den analytischen Satz gegenüberstellt: »Grün und gelb sind verschieden, Blätter und Früchte sind unterscheidbare Teile des Baumes.« Was fängt man mit diesen Sätzen in der Psychologie an? Die Begriffe des Verschiedenen und Gleichen müssen von ihr schon vorausgesetzt werden, und ihr streng analytischer Gehalt ist da zu Haus, wo über Identität und Andersheit, Gleichheit und Verschiedenheit diskutiert wird, wofür aber die Psychologie nicht die begründende Instanz ist. Will Schmied-Kowarzik aber seine Behauptungen psychologischer Art als apodiktische geben — *tantum abest ut, quin* — um nichts weiter zu sagen. So wenn er, vielleicht vom fixierten Ton des temperierten Klaviers oder bestimmter Instrumente ausgehend (nach Jodl), behauptet, daß die Intensität des Tons nicht an Qualitäten, d. h. absolute Höhe, gebunden ist, derselbe Ton also in verschiedenen Abstufungen der Klangstärke gegeben werden kann. Besinnen wir uns darauf, daß gewisse Instrumente mit der Stärke die Höhe des Tons variieren, so stimmt die Behauptung schon nicht. Eine apodiktische Behauptung kann aber nicht durch empirische Fakta widerlegt werden. Ähnliche Anfechtbarkeiten, die an sich selbstverständlich sind, aber nur bei ihrer Präention auffallen, finden wir auf Schritt und Tritt. Völlig ins Leere gerät die Analyse, wenn sie die Farbenharmonie (die ganz ästhetisch primitiv mit den Kontrastfarben als identisch gesetzt wird, Rot und Grün usw.) als Beziehung von Qualitäten definiert, die je nach ihrem positiven oder negativen Charakter (Harmonie oder Disharmonie) ein Gefühl der Freude oder der Unlust hervorruft. Was ist denn der »positive« Charakter, psychologisch betrachtet, anders als eben die Bewertung durch Freude, die Definition ist also hier im schlimmsten Sinne Tautologie: Freude macht, was Freude macht, oder positiv (Harmonie) ist, was positiv (als Freude) bewertet wird.

Es ließe sich noch Ungezähltes über dies umfangreiche Werk sagen, das, außer bei langen Referaten oder zur Genüge bekannten Gedankengängen, fast auf jeder Seite Widerspruch weckt. Der Grundirrtum liegt in der kritiklosen Verschmelzung des Begriffes des Analytischen im streng apodiktischen Sinn und der Analyse überhaupt. Schmied-Kowarzik eifert gegen die einseitige Belastung des Begriffes analytisch im Kantischen Sinne und weist auf die weitere Bedeutung des Begriffes im wissenschaftlichen Sprachgebrauch hin. Gewiß braucht man nicht sich an die Kantische Bedeutung zu halten, aber man darf dann auch nicht den damit verknüpften apodiktischen Charakter einfach auf alles übertragen,